

COVER

Titel: Du schaffst es nicht!

Für Kinder aus **bildungsfernen Schichten** ist es in Deutschland ungemein schwer, aufs **Gymnasium** zu kommen. Warum sich seit den Kindertagen unseres Autors nur wenig gebessert hat und was sich heute ändern muss, erklärt der Bildungsforscher **Ulrich Trautwein** im Interview auf Seite 13



Der Autor in seinem Heimatort Lauterbach in Bayern

Ich Arbeiterkind

Er ist der Sohn einer Friseurin und eines Kaminkehrers. Sein Lehrer glaubte nicht, dass aus ihm etwas Besseres werden könnte. Unser Autor **MARCO MAURER** erzählt, wie ihm gegen den Widerstand des Schulsystems der Aufstieg gelang

Sie nennen mich »Arbeiterkind«. Die Bundesbildungsministerin Annette Schavan von der CDU, der *ZEIT*-Herausgeber Helmut Schmidt, die SPD-Generalsekretärin Andrea Nahles, der Grünen-Chef Cem Özdemir. In einem seltenen, Parteien und Weltanschauungen übergreifenden Konsens finden sie alle denselben Begriff, wenn sie von Leuten wie mir sprechen.

Ich bin jetzt 32 Jahre alt, aber das Wort Arbeiterkind begleitet mich – Sohn eines Schornsteinfegers und einer Friseurin – fast mein ganzes Leben lang. Mit Herrn Proksch fing es an. Jetzt, 21 Jahre später, stehe ich vor seiner Haustür. Gleich werde ich ihn wiedersehen. Ich drücke die Klingel, höre Schritte, die Tür öffnet sich.

Ich muss an früher denken. Zum ersten Mal begegnete mir Herr Proksch im Jahr 1991, auf der Hauptschule in Lauterbach, einem Dorf im bayerischen Teil von Schwaben. Er war ein stämmiger Mann mit breitem Gesicht, der gerne braune Pullover trug. Mein Lehrer, Klasse 6b.

An einem Montag im Frühjahr 1992 saß er dann meiner Mama gegenüber. Es war Elternsprechtag. Im Klassenzimmer saß Proksch leicht erhöht hinter seinem Pult, auf dem Bücher und Ordner lagen. Meine Mama hatte auf einem der Kinderstühle Platz genommen. Es ging darum, auf welche weiterführende Schule ich gehen sollte: Real- oder Hauptschule. Die wenigen Gymnasiasten, die es auf dem Dorf gab, hatten uns schon nach der vierten Klasse verlassen.

»Marco sollte auf der Hauptschule bleiben, Frau Maurer, die Realschule ist nichts für ihn.« Das war Herrn Prokschs erster Satz. Meine Mama hat es mir später erzählt. Das ganze Gespräch.

»Meinen Sie wirklich, Herr Proksch?« »Er hat im Zeugnis drei Dreien in den Kernfächern, das sind zwei Zweien zu wenig. Er wird das nicht schaffen.«

»Wir haben gerade eine schwierige Zeit daheim.« Meine Mama sprach von Umzügen, Schulwechseln und der Trennung von ihrem Lebensgefährten.

»In den Jahren zuvor war er doch besser«, sagte sie. »Er hatte immer nur Zweien im Zeugnis, er könnte den Aufnahmetest für die Realschule machen.«

»Das hat doch keinen Wert bei ihm, Frau Maurer.« Als Herr Proksch das sagte und den Kopf schüttelte, stand meine Mama auf, packte ihren roten Mantel und verließ den Klassenraum, in dem das Wort »Arbeiterkind« schwebte.

»Schönen Abend, Herr Proksch! Vielen Dank für das Gespräch.« »Danke Ihnen, Frau Maurer.«

Heute, mehr als zwanzig Jahre später, sagt meine Mama, während sie an einer Zigarette zieht, sie habe sich machtlos gefühlt, damals. Sie, die Volksschülerin

und Friseurin, wagte es nicht, ihm, dem Akademiker, zu widersprechen.

Diese Erzählung deckt sich mit zahlreichen Studien zum deutschen Bildungssystem. Lehrerempfehlungen werden von Angehörigen einer bildungsfernen Schicht – dazu zählt meine Mama – meist hingenommen. Akademiker dagegen kämpfen um die Zukunft ihrer Kinder, sie schieben sie mit aller Macht Richtung Abitur. Geld für Nachhilfe haben sie, wenn nichts mehr hilft, drohen sie mitunter mit dem Anwalt.

Bei meiner Mama dagegen genügt eine paar Worte des Lehrers, um den Zweifel an meiner Leistungsfähigkeit zu säen. Einen Zweifel, der mich jahrelang begleiten sollte.

Ich war damals elf. Nachdem meine Mutter mir von Herrn Prokschs Zukunftsprognose erzählt hatte, fragte ich mich: Was soll jetzt aus mir werden? Ein Ziegelklopfer? Wie Ali?

In einem Ort nicht weit von meinem Zuhause stand eine kleine Ziegelfabrik. Dort klopfte ein Mann mit einem Gummihammer auf frisch gebrannte Dachziegel, die ihm ein Fließband vorsetzte. Acht Stunden am Tag, etwa ein Ziegel pro Sekunde. Der Mann prüfte den Härtegrad. Er hatte dunkle Haut und einen Schnurrbart. Wir nannten ihn Ali.

Bis zu jenem Elterngespräch hatte ich gut gelebt mit dem deutschen Bildungssystem: Ich hatte nämlich nicht viel von ihm bemerkt. Ich hatte ein bisschen Hausaufgaben gemacht, keine Sorgen gekannt, war Kind geblieben. Jetzt aber sah ich es auf einmal vor mir, dieses System. Groß und mächtig. Und ich war darin gefangen, ganz unten.

Ich erzähle das, weil ich der Meinung bin, dass jeder Mensch die Chance haben sollte, etwas aus seinem Leben zu machen. Im deutschen Bildungssystem aber gibt es etwas, das dem im Weg steht: die Herkunft. Die Macht der Vergangenheit.

Von 100 Akademikerkindern schaffen 71 den Sprung auf die Universität, von 100 Nicht-Akademikerkindern nur 24. Das ist die deutsche Wirklichkeit im 21. Jahrhundert. Diese Zahlen sind kein Resultat unterschiedlicher Intelligenz. Dutzende Studien belegen, dass die Kinder von Fließbandarbeitern, Verkäuferinnen und Handwerkern, von Arbeitslosen, Hartz-IV-Empfängern und Migranten auch bei exakt gleicher Leistung schlechter benotet werden. Wo Akademikerkinder locker durchkommen, bleiben die anderen hängen, stolpern über unsichtbare Hindernisse, die ihnen im Weg stehen: in Prüfungssälen und Klassenräumen, Lehrerzimmern und Elternhäusern.

Ich glaube einige dieser Hindernisse inzwischen zu kennen. Ich habe sie selbst überstiegen auf meinem langen Weg durch das deutsche Bildungssystem. Schließlich habe ich so ziemlich alle Arten von Schulen besucht, die es in Deutschland gibt: Ich war

Grundschüler, Hauptschüler, Realschüler, Berufsschüler, Abiturient. Ich war auf vier verschiedenen Hochschulen und einer Journalistenschule. Mehr Schüler geht kaum. In dieser Hinsicht kann die Bildungsministerin Schavan mit ihren zwei Schulen und Hochschulen gegen mich und die anderen, die an diesem Abend im Café Telos sitzen, einpacken.

Das Telos ist eine Münchner Studentenknippe. Hier sitze ich an einem Donnerstagabend alleine an einem Tisch, schaue mich fragend um, bis mich ein junger Mann anspricht: »Bist du ein Arbeiterkind? Unser Stammtisch ist da hinten.«

In fast jeder größeren deutschen Stadt gibt es sie heute: Ortsgruppen der Initiative »Arbeiterkind«, die 2008 von Katja Urbatsch gegründet wurde, einer Doktorandin in Gießen. Sie war die erste Akademikerin ihrer Familie und hat das Buch *Ausgebremst – Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt* geschrieben.

Wenig später sitze ich mit Klaus am Tisch, 34 Jahre alt, Sohn eines Zimmermanns und bald Doktor der Verwaltungswissenschaften, angestellt in der Strategieabteilung eines DAX-Konzerns. Neben ihm: Volker, 50, Sohn eines Maurers und Politologe, heute in der Personalabteilung einer europäischen Behörde. Neben der Tür sitzt Stefan, 29, Sohn eines Kraftfahrers und einer Putzfrau, gelernter Krankenpfleger, ehemaliger Hartz-IV-Empfänger, jetzt Germanistik-Student.

Ein Stammtisch von 15 Männern und Frauen, alle Bildungsgewinner, denen der Aufstieg ihrer Herkunft wegen fast verwehrt worden wäre. Ein Treffen von »Beinahe-Opfern« des Schulsystems.

»Am Anfang fehlte der Background, später während des Studiums kam die Unsicherheit hinzu, ob man überhaupt dazugehört«, sagt Volker, der Personal. »Weder meine Familie noch das System konnten mir aufzeigen, wie ich an mein Abi komme«, sagt Stefan, der ehemalige Hartz-IV-Empfänger. Ich sage, ich bin hier wegen Herrn Proksch und weil es nicht sein kann, dass Bildungsaufstieg vom Milieu der eigenen Eltern abhängt. Uns alle eint eine Erfahrung, die wir auf unserem Weg nach oben gemacht haben. »Geld war immer knapp« – der Satz fällt in Variationen immer wieder.

Im Café Telos kommen die »Arbeiterkinder« zusammen, um zu überlegen, wie sie helfen können, Kindern von Nichtakademikern den Weg zu Abitur und Hochschulabschluss zu erleichtern. Sie sind so etwas wie Bildungs-Streetworker, halten Vorträge an Schulen, vermitteln Praktikumsplätze

in Unternehmen, geben Ratschläge, wie sich ein Studium finanzieren lässt.

Auch Adam Egerer ist einer von ihnen. 32 Jahre ist er alt, Sohn eines tschechischen Einwandererpaars. Über das Abendgymnasium schaffte er es zum Abitur, inzwischen steht er kurz vor dem ersten juristischen Staatsexamen.

Ein paar Tage nach dem Treffen im Café Telos bin ich mit ihm im Münchener Hochhausviertel Neuperlach verabredet, das vor 15 Jahren bundesweit bekannt wurde als Heimat von Mehmet, einem Jungen, der mit 13 Jahren sechzig Straftaten angesammelt hatte und dann in die Türkei abgeschoben wurde. Adam ist hier aufgewachsen.

Jetzt steht er vor McDonald's, so wie früher, vor zehn, fünfzehn Jahren, als er sich hier mit seinen Freunden traf. Jungen wie Ahmet und Yussuf waren damals auch da und sind es noch heute: Hauptschüler wie er, die mit Spraydosen die

Zahl 83 auf Hauswände sprühten, die ersten beiden Ziffern der Postleitzahl von Neuperlach. Später fingen sie an, Kokain zu verticken, das sie hier »Jay« nennen.

Jeder junge Mensch will etwas aus einem Leben machen, das ist meine feste Überzeugung. Jedes Kind hat Träume, Wünsche, Vorbilder. Wem aber mit zehn, zwölf Jahren gesagt wird, es komme für ihn nur die Hauptschule in Frage, weil er für alles andere zu dumm sei, der hat nur eine Möglichkeit, seine Selbstachtung nicht zu verlieren: Er muss sich einreden, Bildung sei Unsinn, und sich andere Aufstiegsmodelle suchen. »Ich fand es damals cool, vor McDonald's rumzuhängen«, sagt Adam Egerer. »Ich dachte, ich brauche die Schule nicht. Gymnasiasten waren für uns Spackos.«

Mir fällt mein eigenes Leben damals auf dem Dorf ein, ehemalige Freunde wie Daniel und Michael*, die auf der Hauptschule blieben. Ich selbst machte gegen den Willen meiner Mama und die Empfehlung von Herrn Proksch die Aufnahmeprüfung für die Realschule und bestand.

Für Daniel und Michael dagegen wurden auf der Hauptschule aus Realschülern und Gymnasiasten bald »die Assis«. Noch so ein Begriff aus der Jugendsprache der Neunziger, mit dem die vermeintlich Starken die mutmaßlich Schwachen beschimpften. Auch ich war für sie ein Assi.

Später trugen Daniel und Michael dann Aufnäher der damals bei Rechtsradikalen beliebten Band Böhse Onkelz auf ihren Jeansjacketten und flochten sich weiße Schubänder in ihre Stiefel. Es

ging ihnen weniger um ernsthafte Ausländerfeindlichkeit. Eher um die Verachtung all derer da oben. Heute sind sie Fabrikarbeiter, lesen in der Mittagspause *Bild* und gehen sonntags Karpfen angeln.

Gut möglich, dass Ahmet und Yussuf, Daniel und Michael selbst dann nicht bis zum Abitur gekommen wären, wenn man sie gefördert hätte. Ich behaupte nicht, dass jeder die gleichen Fähigkeiten hat. Das Problem in Deutschland ist nur, dass es zu viele Menschen gibt, die gar keine Chance kriegen, ihr Können zu zeigen. Wollen sie es doch nach oben schaffen, müssen sie sich mühsam hochkämpfen. So wie Adam Egerer.

Als wir von McDonald's hinübergehen zu seinem ehemaligen Zuhause, einem heruntergekommenen Hochhaus neben einer Polizeistation, die wegen der Gewalt- und Drogendelikte in Neuperlach errichtet wurde, erzählt er, wie es damals mit ihm weiterging.

Adam fing nach der Hauptschule bei einem IT-Unternehmen an, er verkaufte Drucker. Abends nach der Arbeit lief er auf den Wohnblock zu, mit hunderten übereinandergestapelten Wohnungen. »Bienenwaben« nannte er sie. Jeden Morgen stand er wieder auf. Es hätte ewig so weitergehen können.

Es waren viele Kleinigkeiten, die sein Leben schrittweise änderten. Das Gefühl, dass die Menschen in anderen Stadtteilen glücklicher dreinschauten. Die Lieder des afroamerikanischen Rappers Tupac Shakur, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte und die Bedeutung einer guten Bildung betonte. Die Erkenntnis, dass später auf seinem Grabstein bestenfalls stehen würde: »Hier ruht Adam Egerer, und die Drucker, die er verkaufte, waren hervorragend.«

Adam brach aus. Anstatt weiter jeden Abend RTL II zu gucken, ging er nach dem Feierabend auf Abendgymnasium. Es folgten Abitur, Studium. Bald wird er hoffentlich das Staatsexamen bestehen und als Anwalt arbeiten. Das ist sein Ziel.

Im Gegensatz zu Adam hatte ich es trotz Herrn Prokschs Prognose immerhin auf die Realschule geschafft. Ich war jetzt Teil der ländlichen Mittelschicht, aber auch mein restliches Leben schien so vorhersehbar wie anspruchlos: die Schule abschließen, eine Ausbildung machen, im Idealfall als Bankkaufmann, ein Auto kaufen, jedes Wochenende die Felgen polieren und am Abend zu viel Bier trinken.

Es mag an einer angeborenen Trotzigkeit liegen, dass ich anfangs, von etwas anderem zu träumen. Noch mehr Spaß als Fußball zu spielen, machte es mir damals, mein eigenes Spiel zu kommentieren. Waren einst Diego Maradona und Jürgen Klinsmann meine Vorbilder gewesen, eiferte ich jetzt, nun ja, Heribert Faßbender nach. Ich wollte Sportjournalist werden.

Fortsetzung auf S. 12



Besuch in der Vergangenheit: Der Autor vor der Molkerei Zott in Mertingen, wo er seine Lehre machte



Zwei Lehrer, die seinen Weg bestimmten: Ursula Galli und Dieter Proksch. Heute sind beide in Pension

Fortsetzung von S. 11

Ich Arbeiterkind

Dann, gegen Ende der Realschule, jenes Elterngespräch bei Herrn Proksch lag lange zurück, sollte eine Begegnung mit einem weiteren Mann mein Leben verändern. Ein netter Herr im grauen Anzug, dessen Namen ich vergessen habe. Ich traf ihn nur ein oder zwei Mal in der neunten Klasse. Er kam vom Arbeitsamt, wie die heutige Bundesagentur für Arbeit damals hieß. Er sollte uns bei der Berufswahl helfen.

Also erzählte ich ihm von meinem Wunsch, Journalist zu werden. Fast traurig sah er mich an, und sagte: »Herr Maurer, fangen Sie nicht an zu träumen.«

Er fragte mich, was meine Eltern von Beruf seien. Dann sagte er: »Herr Maurer, wie wäre es denn mit etwas Vernünftigerem? Haben Sie niemanden in der Familie, der etwas für Sie hat?«

Doch, hatte ich. Mein Schwager arbeitet noch heute in einer großen Molkerei. Entnütigt von Herrn Proksch und dem grauen Herrn vom Arbeitsamt, fand ich mich damit ab, dass das mit dem Journalismus nichts werden würde.

Also wurde ich Molkereifachmann.

Zwar fand ich am ersten Tag meiner Ausbildung meine erste große Liebe, aber glücklich wurde ich weder mit ihr noch mit meinem Beruf. Als ich mich nach der Lehre entschloss, das Abitur nachzuholen, stieß ich auf Unverständnis. Im Sportverein, für Elektriker, Friseur und Gärtner, war ich ab sofort »der Student.« Das hieß so viel wie: der Exot, der Spinner, der nichts arbeitet, vielleicht nie arbeiten wird.

Schlimmer aber war, dass meine Mama mich jahrelang fragte, warum ich mein gut bezahltes Facharbeiter-Leben, meinen sicheren Arbeitsplatz, mein geregeltes Einkommen gegen eine unsichere Zukunft eintauschte. Heute sehe ich in ihren Fragen Schicksalsergebenheit. In Familien wie meiner ist nicht die Verwirklichung eines Berufsstraums das höchste Gut, sondern eine sichere Existenz, ein Haus, ein Auto, ein Konto bei der Sparkasse.

Ein paar Tage nach meinem Treffen mit Adam Egerer in Neuperlach sitze ich im Wohnzimmer des ersten Menschen, der mir auf dem Weg in Richtung Bildungsaufstieg wirklich geholfen hat. Es ist Frau Galli, meine Lehrerin im Deutsch-Leistungskurs auf dem Bayernkolleg in Augsburg. Dort habe ich mein Abitur nachgeholt. Am Abend der Abschlussfeier sagte sie zu mir, nachdem ich ihr von meinem alten Berufswunsch erzählt hatte: »Herr Maurer, Sie würden einen ausgezeichneten Journalisten abgeben.« Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass mein

Traum vielleicht Wirklichkeit werden könnte.

Frau Galli hat zweierlei Kuchen gebacken und serviert Tee aus einer britischen Porzellankanne. Zu meiner Linken steht ein Klavier, auf dem Boden liegen schwere Teppiche, im Regal stehen Bücher und Schallplatten mit klassischer Musik. Frau Galli sitzt in einem tiefen Sessel, und ich sage: »Jede moderne Schule sollte ihren Schülern ein frei zugängliches Tageszeitungs-Abo anbieten. Das kostet der Schule kein Vermögen. Finden Sie nicht auch?« Frau Galli korrigiert mich: »Die Schule. Es kostet die Schule kein Vermögen. Zweimal Akkusativ!«

Frau Galli ist mittlerweile pensioniert. Zu meiner Schulzeit, vor zehn Jahren, war sie gefürchtet. Einer meiner ehemaligen Mitschüler nennt sie heute noch einen »alten Drachen«. Mir aber hat sie Freude am Lernen vermittelt.

Frau Galli hat uns – zumeist Kinder von Handwerkern oder Einwanderern – mit Büchern wie Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* traktiert, einem Roman, der selbst für manche Literaturkritiker schwer zu durchdringen ist. Sie hat uns überfordert, aber auf eine Weise, dass wir Lust bekamen, klüger zu werden. »Hätte ich mich nach dem Lehrplan gerichtet, hätte ich dafür keine Zeit gehabt«, sagt Frau Galli heute. Damals schärfte sie uns ein: »Wenn es Ihnen gefallen hat, bloß niemandem weitersagen! Sonst bekomme ich Ärger.«

Besonders engagierten Französischklassen gab sie hin und wieder zusätzliche Stunden, bis das Direktorat sie rügte. Das sei ungerecht gegenüber anderen Klassen. Also verheimlichte sie auch die Zusatzstunden. Heute sagt sie: »Da ist doch im System was falsch: Wer mehr lernen will, wird bestraft.«

Der zweite Wegbereiter zu meinem heutigen Beruf war die *Süddeutsche Zeitung*, die in der Cafeteria der Schule auslag – ein Fenster in eine unbekannte Welt. Nun begriff ich, wie Politik funktioniert, was Kultur bedeutet. Deshalb meine Idee mit dem Zeitungs-Abo.

Mit 22 Jahren habe ich zum ersten Mal in einem richtigen Theater gesessen. Die Welt war danach eine andere, klarer und komplexer, heller und dunkler zugleich. Bildung macht glücklich, das habe ich damals erfahren.

Auch bei Adam ist dieses Fenster während seiner Zeit im Abendgymnasium aufgegangen. Die Lehrer, die Bücher, die Zeitungen haben Nachteile unseres Elternhauses ausgeglichen. Bildungsforscher sehen das als Kernaufgabe einer modernen Schule: eine Lernumgebung zu schaffen, die Begabungen weckt und fördert. Schulen können soziale Unterschiede

nivellieren. Aber tun das auch?

An einem Dienstagmorgen um 7.45 Uhr stehe ich mit zwei weiteren »Arbeiterkindern« – Vanessa, Tochter eines Einzelhandelskaufmanns, und Wolfgang, Sohn eines Anstreichers, – vor einer Mädchenrealschule in München. Der Elternsprecher, nennen wir ihn Christoph Engelhard, hatte sich an die Initiative aus dem Café Telos gewandt und uns um einen Vortrag gebeten. Engelhard hat festgestellt: Viele Kinder an der Realschule übernehmen die Berufswünsche der Eltern. Denken sie doch weiter, bekommen sie keine Unterstützung von zu Hause.

Engelhard, Psychologe an der Uni München, stammt selbst aus einer bildungsfernen Schicht. Auch er hat sich nach oben gearbeitet. Er hofft, dass wir den Mädchen Mut machen können, indem wir ihnen von unseren Erfolgsgeschichten erzählen. Seht her, es geht!

Am Abend zuvor wollte die Direktorin uns wieder ausladen. Mit Mühe und Not konnten wir sie überzeugen, dass wir doch zur Schule kommen und erklären, was genau wir eigentlich wollen. Jetzt stehen wir im Schulsekretariat. Vanessa, Wolfgang, ich – und die Direktorin, nennen wir sie Margarete Bäumler, eine energische Frau Anfang sechzig. Sie sagt, sie könne unseren Besuch nicht gutheißen. Wir sollten den Schülerinnen keine Flusen in den Kopf setzen. Abitur? Studium? »Wir sind eine Schule, die für die Lehre ausbildet, das war schon immer so«, sagt Frau Bäumler. Und dann sagt sie fast denselben Satz,



Marco Maurers Vater Hans: von Beruf Kaminkehrer

den meine Mama vor zwanzig Jahren von Herrn Proksch zu hören bekam: »Alles andere ist nichts für sie.«

»Sie«, das sind ihre Schülerinnen. Zwanzig Minuten später. Die Direktorin hat sich dann doch erweichen lassen. Wir bitten die zwanzig Mädchen, die vor uns sitzen, ihre Berufswünsche aufzuschreiben. Das Ergebnis: Dreimal Ärztin, dreimal Journalistin, zweimal Juristin, einmal Zahnärztin, einmal Psychologin. Mindestens elf der Schülerinnen haben also »Flusen im Kopf«. Wollen sie ihren Traum erfüllen, müssen sie studieren.

Vanessa berichtet von ihrem Jura-Studium, sie promoviert gerade und arbeitet für eine internationale Wirtschaftskanzlei. Wolfgang sagt, er habe nur seinen Eltern zuliebe eine Malerlehre gemacht. Jetzt studiert er Agrarwissenschaften und hat ein kleines Unternehmen gegründet. Ich erzähle von Herrn Proksch und schließe mit den Worten: »Hört nicht immer auf eure Lehrer, die irren auch manchmal.«

Nach dem Vortrag kommt eine Schülerin auf

mich zu: eine der drei, die Journalistin werden wollen. Sie erzählt, ihre Eltern – eine Kassiererin und ein Facharbeiter – sagten ihr immer, im Journalismus arbeiteten einfach andere Menschen, das sei nichts für sie. Ich ermutige sie, mit ihren Eltern zu sprechen. Wenig später schreibt sie mir eine E-Mail. Sie habe sich ein Herz gefasst und ihre Eltern tatsächlich überzeugt. Sie darf nun nach der Realschule versuchen, noch das Abitur zu machen.

Das ist der Gedanke hinter der Arbeiterkind-Initiative: einander helfen, sich gegenseitig unterstützen. Wenn die Realschülerin ihren Wunsch, Journalistin zu werden, tatsächlich weiterverfolgt, werde ich ihr noch viele Tipps geben können. Manchmal sind es solche Verbindungen, solche Netzwerke, die über den Erfolg beim Berufseinstieg entscheiden.

Auch im Rotonda Business-Club in Köln wird der Netzwerk-Gedanke wichtig genommen. Der Verein sagt von sich, er sei »einer der führenden Wirtschaftsclubs im deutschsprachigen Raum, der Treffpunkt für die Gestalter der Region Köln.«

Wie im Café Telos gibt es auch hier ein Hinterzimmer. Allerdings ist es riesengroß, lichtdurchflutet, Häppchen werden aufgetragen. Hier trifft sich die Gegenbewegung zum Münchner Arbeiterkind-Stammtisch. Die Kölner FDP hat zum »Bildungsbrunch« eingeladen, das Thema lautet: »Für eine moderne Schulpolitik mit starken Gymnasien.« Es spricht Walter Scheuerl, der vor zweieinhalb Jahren in Hamburg als Vorsitzender der Initiative »Wir wollen lernen« die sechsjährige Primarschule – also das gemeinsame Lernen aller Kinder bis zum Ende der sechsten Klasse – verhindert hat. Heute sitzt er für die CDU in der Hamburger Bürgerschaft.

Scheuerl möchte die Schüler möglichst früh voneinander trennen, die starken von den schwachen, die einen sollen aufs Gymnasium, die anderen auf Haupt- und Realschulen, Gemeinschafts- und Stadtteilschulen – je nach Bundesland heißen sie anders –, und dann sollen die Schüler bleiben, wo sie sind. Vor allem geht es Scheuerl darum, das bedrohte Gymnasium zu schützen. »Die Entwicklung hin zu den Gesamtschulen führt zu einem Verlust von Qualität, Lebensqualität und der Wirtschaftskraft Deutschlands«, sagt er.

In Köln verteilt Scheuerl ein Infoblatt, auf dem steht, dass Schüler, die nach der zehnten Klasse auf ein Gymnasium wechseln möchten, einen Lernrückstand von einem Jahr haben und deshalb »ihr blaues Wunder erleben« und »schlicht scheitern« werden.

Für mich klingt das so, als hätten privilegierte Menschen Schicht Angst, Arbeiter- und Migrantenkinder könnten ihren eigenen Kindern die Studienplätze wegnehmen. Innerlich höre ich wieder den Satz: »Das ist doch nichts für dich.« Und ich muss an

Jutta Allmendinger denken und ihr Buch *Schulauflagen*, das ich kürzlich gelesen habe.

Allmendinger ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung und Professorin für Bildungssoziologie. Sie prangert an, wie fatal es ist, wenn schon junge Schüler nach Leistungsstärke selektiert werden. Unter Berufung auf eine Studie aus dem Jahr 2009 schreibt sie: »Werden die Kinder früh nach Schulformen getrennt, ordnen sie sich selbst in diese Schulform ein. Sie leiten daraus ab, wie viel oder wie wenig sie sich zutrauen.« Die frühe Selektion hat also einen sich selbst verstärkenden Effekt: Deklarieren Kinder aus bildungsfernen Haushalten früh zu schwachen Schülern, werden sie auch gar nicht das Selbstbewusstsein und die Kapazitäten entwickeln, um mit besser situierten Kindern mithalten. Forscher haben herausgefunden, dass der Einfluss des Elternhauses auf die Intelligenz nur in den ersten zehn Jahren messbar ist. Später wirken andere Einflüsse – etwa die Schule – viel stärker. Das heißt: Intelligenz ist beeinflussbar. Aber man muss die Gelegenheit auch nutzen.

Beim Treffen im Café Telos erzählt mir ein paar Tage nach dem Bildungsbrunch mit Walter Scheuerl eine Teilnehmerin, wie ein Professor zu ihr sagte: »Ihr seid also der Verein, der jetzt diese Leute auf die Uni bringt. Lasst das mal!«

Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich. Niemand darf wegen seiner Herkunft benachteiligt werden. So steht es im Grundgesetz, und so ist es auch meistens. Aber manchmal habe ich das Gefühl, dass ein Teil der Ständegesellschaft immer noch fortlebt.

Auf der Deutschen Journalistenschule in München, auf der ich nach meinem Germanistik-Studium eine Ausbildung zum Redakteur absolvierte, hätte es einen wie mich gar nicht geben dürfen. Nicht weil die Journalistenschule etwas gegen Bewerber aus Arbeiterfamilien hätte, im Gegenteil, sondern weil diese in der Regel gar nicht so weit kommen. »Kinder von Facharbeitern oder ungelerten Arbeitern ... existieren an den Journalistenschulen nicht«, heißt es in einer Dissertation der Technischen Hochschule Darmstadt. 85 Prozent der Journalistenschüler stammen aus einem »hohen oder gehobenen Herkunftsmilieu«, 15 Prozent stellt die »mittlere Herkunftsgruppe«.

Diesen Artikel dürfte es demnach gar nicht geben. Die Wahrscheinlichkeit, dass Sie in einer großen, angesehenen Zeitung einen Text von einem Arbeiterkind lesen, geht gegen Null. Was wiederum bedeutet: Bestimmte Erfahrungen und Sichtweisen existieren nicht in der Öffentlichkeit.

In einem Artikel im *SZ-Magazin* heißt es: »Ich weiß noch, wie ich erschrocken bin, als ich zum ersten Mal einen Schulfreund besuchte, der mit seinen Eltern in einer 75-Quadratmeter-Mietwohnung lebte.« Der Autor schreibt darüber, wie es ist, ein Jahr lang Mitglied der Linken zu sein. Er ist erstaunt über das unbe-



Foto: Daniel Eiter für DIE ZEIT/www.danieleiter.com; kl. Fotos: privat

Mutter und Sohn sind sich nahe – und verstehen einander doch nicht immer

»Wir dürfen nicht stolz sein«

Der Bildungsforscher Ulrich Trautwein über die Ungerechtigkeiten des deutschen Schulsystems

DIE ZEIT: Herr Trautwein, wie sieht ein gerechtes Bildungssystem aus?

Trautwein: Es kommt darauf an, wie man Gerechtigkeit definiert. Manchem reicht es schon, wenn jedem Schüler ein Bildungsminimum vermittelt wird, damit er später ein menschenwürdiges Leben führen kann. Der andere Pol der Gerechtigkeitsvorstellung ist die Ergebnisgleichheit, also der Traum, dass alle Schüler am Ende das Gleiche gelernt haben. Realistischer erscheint mir die Forderung, dass bei einer bestimmten Begabung jeder Schüler die gleichen Chancen auf einen guten Abschluss hat, egal aus welcher Familie er stammt.

ZEIT: Wo finden wir ein Bildungssystem, das dieses Ziel verwirklicht?

Trautwein: Niemandwo. In jedem Land der Welt entscheidet die soziale Herkunft, mal weniger, mal mehr, über den Schulerfolg. Die Ungleichheit beginnt schon in der Schwangerschaft und verstärkt sich nach der Geburt. Wie Eltern mit ihren Kindern reden und spielen, ob sie vorlesen und welche Anregungen sie ihnen geben: All das wirkt sich auf die Lebenschancen eines Kindes aus. So können die einen Erstklässler schon lesen, die anderen erkennen nicht mal einen Buchstaben. Entscheidend ist, wie stark der Einfluss der Herkunft ist und ob das Schulsystem die Ungleichheit verstärkt ...

ZEIT: ... wie in Deutschland.

Trautwein: Wir wissen, dass das Elternhaus bei uns stärker auf den Bildungserfolg durchschlägt als anderswo. Glücklicherweise hat sich dieser Effekt in den vergangenen Jahren jedoch etwas abgemildert. Deutschland ist nicht mehr der Weltmeister der Ungerechtigkeit.

ZEIT: Worauf führen Sie das zurück?

Trautwein: Seit dem ersten Pisa-Schock gibt es eine kleine, aber deutliche Verbesserung der Lernergebnisse bei den schwachen Schülern. Wahrscheinlich machen sich hier die Anstrengungen bemerkbar, schwache Schüler stärker zu fördern. Stolz sein dürfen wir aber nicht. Weiterhin ist es so, dass ein Kind aus einer Professorenfamilie eine circa dreimal größere Chance auf den Gymnasialbesuch hat als ein Kind aus einer Arbeiterfamilie – bei gleichen intellektuellen Fähigkeiten.

ZEIT: Gerade konservative Politiker behaupten, unser Schulsystem sei durchlässiger geworden.

Trautwein: Damit haben sie Unrecht und Recht zugleich. Wer von der Realschule auf ein Gymnasium wechseln möchte, hat es weiter schwer. Noch

immer haben wir mehr Ab- als Aufsteiger zwischen den Bildungsgängen. Die Chancen, nach der Realschule noch das Abitur zu schaffen, sind jedoch stark gestiegen. In Baden-Württemberg erlangt ein Drittel die allgemeine Hochschulreife nicht auf einem traditionellen Gymnasium, sondern auf einem beruflichen Gymnasium, meist nach dem Besuch von Haupt- oder Realschule.

ZEIT: Über einem Umweg also, der die Fehlscheidung nach der Klasse vier korrigiert.

Trautwein: Sicher hätten viele dieser Schüler auch auf dem traditionellen Gymnasium keine Probleme gehabt. Mehr Sorgen bereitet mir aber, dass in Deutschland – Baden-Württemberg könnte eine Ausnahme sein – solche Korrekturmöglichkeiten wiederum seltener von Schülern aus niedrigeren Schichten genutzt werden. Wir wissen: Die größten Ungerechtigkeiten entstehen bei den Übergängen von einem Bildungsgang in den anderen.

An diesen Schnittstellen setzen sich diejenigen durch, die aus einer Familie mit einer höheren Bildungsnähe stammen.

ZEIT: Zu viele Übergänge fördern die Ungerechtigkeit. In Deutschland haben wir viele dieser Schnittstellen.

Trautwein: Erschwerend kommt hinzu, dass die Einteilung der Schüler bei uns in der Regel schon nach der vierten Klasse erfolgt. Das ist im internationalen Vergleich sehr früh. Je früher man differenziert, desto unklarer sind jedoch die Prognosen, desto größer ist der Einfluss der Eltern – also der sozialen Herkunft.

ZEIT: Eine Gesamtschule wäre danach gerechter?

Trautwein: Nur theoretisch. Auch Gesamtschulen haben anspruchsvollere und weniger anspruchsvolle Kurse. Und Akademikerkinder landen eher in den besseren Kursen, selbst wenn ihre Leistungen es nicht immer rechtfertigen. Dennoch wäre ein vereinfachtes Schulsystem wohl gerechter.

ZEIT: Bundesländer wie Hamburg und Berlin setzen auf ein zweigliedriges System. Neben dem Gymnasium gibt es dort nur noch eine Schulform.

Trautwein: Das könnte ein Weg sein, zumal gute Schüler an diesen Schulen auch das Abitur ablegen können. Es bleibt aber die Gefahr, dass die Kinder aus besseren Elternhäusern in der Schule wie außerhalb stärker gefördert werden als die anderen.

ZEIT: Wie kann man das vermeiden?

Trautwein: Die Schulen müssen sich bewusst der Förderung aller Schüler verschreiben und dürfen niemanden abschreiben. Auch ein Gymnasium

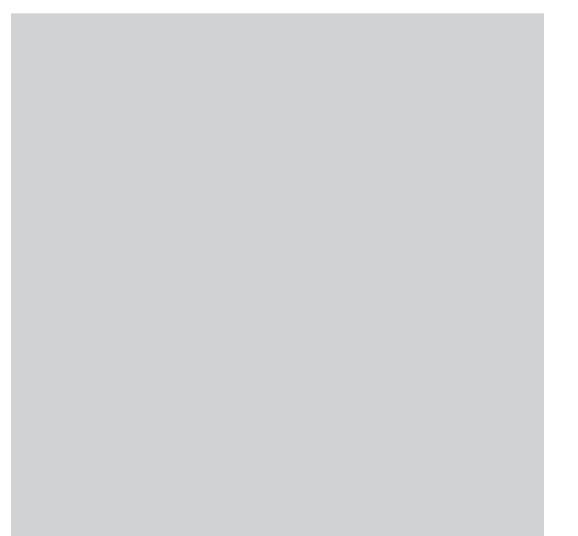
müsste jedem Schüler, den es aufnimmt, eine Art Fördergarantie geben: das Versprechen, alles zu unternehmen, um ihn bis zum Abitur zu bringen. Und: Lehrer wissen zu wenig darüber, wie sie sich von Vorannahmen über einen Schüler leiten lassen. Charakterisiert man einen Schüler als besonders leistungsstark und aus gutem Haus, verändert das die Haltung vieler Lehrer. Der Schüler bekommt anspruchsvollere Aufgaben zugeteilt und mehr positive Aufmerksamkeit, wodurch er wiederum motivierter lernt. Am Ende erzielt er tatsächlich höhere Leistungen. Lehrer müssen diesen so genannten Pygmalioneffekt kennen, damit sie sich besser dagegen wappnen.

ZEIT: Viele Lehrer und Eltern haben Angst, dass sich eine größere Chancengleichheit nur mit Leistungseinbußen erkauft lässt. Stimmt das?

Trautwein: Bislang hat das deutsche Gymnasium die Bildungsexpansion sehr gut verkraftet – immer mehr Schüler gehen aufs Gymnasium, ohne dass die Leistungen des Schulsystems insgesamt schwächer würden. Die früheren Realschüler haben von den höheren Anforderungen des Gymnasiums



Ulrich Trautwein, Professor für empirische Bildungsforschung an der Uni Tübingen



profitiert, während die klassische Gymnasialklientel nicht gelitten hat. Auch der internationale Vergleich spricht gegen die Verdummungsthese. Besonders erfolgreiche Schulsysteme wie Finnland oder Kanada zeichnen sich dadurch aus, dass der Einfluss der Familie auf den Bildungserfolg relativ niedrig ist. Hohe Leistung und hohe Chancengerechtigkeit müssen kein Gegensatz sein.

Die Fragen stellte MARTIN SPIEWAK

kannte Milieu, in dem er sich auf einmal bewegt: »In meiner Familie ist keiner arbeitslos, keiner in einer Gewerkschaft, die meisten sind selbstständig, gut situiert, viele Ärzte, ein paar Anwälte.«

Derartige Artikel sind seit einigen Jahren in Mode. Mal wird ein halbes Jahr lang das Internet boykottiert, mal ein ganzes Jahr lang jeden Tag dasselbe Kleid getragen. Eine Freundin, in der DDR aufgewachsen, vermutet, hier versuchten Leute, die nie vor existenziellen Problemen standen, ein wenig Aufregung in ihr Leben zu holen. Sie nennt sie »Vertreter der Milchbrötchen-Generation«.

Meine Mama grübelt derzeit darüber nach, wie sie nach bald 50 Jahren Haarschneiden im Alter über die Runden kommt. Noch zwei, drei Jahre will sie in ihrem Salon arbeiten. Zurzeit hat sie einen Rentenanspruch von 734,58 Euro im Monat.

Die Milchbrötchen-Abenteurer gehören zur Oberschicht. Meine Mama steht sozial einige Etagen unter ihnen. Und ich? Ich stehe irgendwo zwischen ihnen und ihr.

Manchmal male ich mir aus, wie es wäre, beide Welten zueinander zu bringen. Ich stelle mir vor, ich würde eine große Party veranstalten, auf der sich Michael, Textchef der deutschen Ausgabe des Magazins *Wired* und heute einer meiner besten Freunde, und Rudi, ein Elektromeister aus meinem alten Sportverein, begegneten. Eine Party, auf der meine erste Freundin, die Molkereifachfrau, sich mit den Feuilletonistinnen und Psychologinnen unterhielt, mit denen ich später zusammen war. Eine Party, auf der meine Eltern mit den Herzchirurgen, Journalisten, Professorinnen ins Gespräch kämen, mit deren Kindern ich jetzt befreundet bin. Sie würden miteinander reden, anstatt sich zu ignorieren oder aufeinander herabzuschauen. So stelle ich mir das vor. Und dann schiebe ich den Gedanken wieder weg. Wahrscheinlich wären alle überfordert von so viel Nähe.

Vielleicht wäre auch ich überfordert. Wenn ich ehrlich bin – sind mir die Menschen aus meinem früheren Leben nicht manchmal peinlich? Ist mir meine eigene Familie nicht manchmal fremd? Mein Hund früher hieß Wastl, meine langjährige WG-Katze heißt Gretchen. Meine Familie kauft bei Aldi, ich erlaube mir, soweit es geht, Bioprodukte. Es ist nicht so, dass die soziale Kluft sich aufgelöst hätte, bloß weil sie inzwischen mitten durch meine Fami-

lie geht. Ich spüre an mir selbst, wie stark das Magnetfeld sozialer Kreise ist. Ich muss zugeben, dass auch ich in Schichten denke. Ich orientiere mich an denen, die mir ähnlich sind. Oder an denen, die ich für ähnlich halte. Vielleicht ist diese Erkenntnis der wichtigste Grund, warum ich glaube, dass die Schule die sozialen Grenzen durchbrechen muss.

Herr Proksch wohnt noch immer in Lauterbach, in dem Dorf, in dem ich aufwuchs, in dem er mein Lehrer war, damals 1991.

Die Tür öffnet sich, er steht vor mir, ich erkenne ihn sofort wieder.

Erster Satz: »Marco, schön, dass du da bist.«
Zweiter Satz: »Sag mal, die ZEIT, wie hast du es denn dorthin geschafft?«

Diese Worte schnüren mir den Hals zu. Wir gehen zu einer Sitzzacke, ich sehe Zinnpokale, gestickte Bilder in dunklen Holzrahmen, setze mich auf ein Sofa und sinke so tief ein, dass ich meine, ich säße wieder zusammengesunken auf einer schwäbischen Schulbank. Dazu passt, dass Herr Proksch – heute 66 Jahre alt und in Pension – noch immer »du« zu mir sagt.

»Wissen Sie, was Sie mir damals empfohlen haben, Herr Proksch?«

»Nein. Ich kann ich mich nicht erinnern.«

Ich erzähle es ihm. Er sagt: »Da muss ich mich bei dir und deiner Mutter entschuldigen. Ich bin sprachlos, das ist eine schlimme Sache.«

Nach einer kleinen Pause fügt er an: »Eigentlich finde ich es sogar unanständig.«

Diese Worte fühlen sich gut an. Sie erinnern mich an die Reaktion von Frau Bäuml, die Realschuldirektorin, die uns zunächst hinauskomplimentieren wollte. Sie sagte nach unserem Vortrag, man müsse »letztlich« für unsere Arbeit dankbar sein. Sie lächelte sogar, als sie das sagte, obwohl man ihre Zähne dabei fast knirschen hören konnte.

In Herrn Prokschs Wohnzimmer ist es still geworden. Die Wanduhr tickt vor sich hin, und ich frage meinen alten Lehrer, was er davon hält, dass in diesen Wochen überall in Deutschland wieder Variationen des Wortes »Hauptstudienempfehlung« auf Zeugnisse gedruckt werden. Welchen Wert haben solche Begriffe, wenn sie manche Schüler auf Jahre hin entmutigen und Begabungen vernichten?

»Marco, das frage ich mich jetzt auch«, sagt Herr Proksch.

*Namen von der Redaktion geändert

Parteien, Macht und Parlamente

Wer regiert in Deutschland? Wie kommt es zu politischen Entscheidungen? Und wie weit reicht eigentlich die Macht der Bundeskanzlerin? Im DVD-Seminar »Politik« lernen Sie die wichtigsten Akteure und Institutionen der Bundesrepublik Deutschland kennen. Der angesehene Politikwissenschaftler Prof. Dr. Karl-Rudolf Korte gewährt Ihnen einen Einblick hinter die Kulissen und führt Sie anhand vieler Beispiele in die Grundlagen unserer Demokratie ein.

Ihr Studium für zu Hause

Bestellung und Beratung:
www.zeitakademie.de 040/32801190

ZEIT AKADEMIE